

Dialog über Kritik : ein Traum

Autor(en): **Korrodi, Eduard**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Wissen und Leben**

Band (Jahr): **8 (1911)**

PDF erstellt am: **27.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-748525>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

DIALOG ÜBER KRITIK

EIN TRAUM

„Armer Herr Kandidat!“ sagte der Arzt zu einem Novizen der Literatur. „Also das Schlafmittel versagte?“ — „Jämmerlich!“ seufzte das Nervenbündel. „Bleibt das letzte, raffinierteste Schlafmittel!“ — „Und das wäre?“ — „Mein lieber Herr Kandidat — eine wackere deutsche Literaturgeschichte. Lesen Sie zwischen neun und elf abends hintereinander dreimal ein und dasselbe Kapitel!“ Der Kandidat lächelte, tat aber, wie befohlen war, las und las, bis sein gemartertes Haupt gerade auf jenen Seiten einer berühmten Literaturgeschichte einnickte, auf denen Heine an den Galgen gehängt und alle seine Eingeweide von Nachlassmardern zerfetzt werden.

Die Literaturgeschichte spendete nicht bloß das Glück des Schlummers, sondern auch noch einen seltsamen Traum, in dem sich der Kandidat moquante Gedanken über Literaturgeschichten erlaubte. Die Hypothese Bierbaums fand er trefflich: „Literaturgeschichte entspringt aus der Abschreckungstheorie, dass niemand mehr dichte!“ Eine Schulmeisterstimme hörte er flöten: „Die Literaturgeschichte ist eine Lehrmeisterin!“ Was lehrt sie, Herr Lehrer? Dass die Literaturgeschichte eine Spirale ist. Dass man höchstens aus ihr lernt, was man unbedingt wieder tut? Und weiter? Etwa die sichere Entdeckung der Talente, die unter uns leben? Seit wann entdecken die Schriftgelehrten den Stern von Betlehem? Was ist die Literaturgeschichte für ein relatives Ding! Große Schreiernamen erben sich fort aus Traditionsrespekt; ein Stiller, der vielleicht ein bedeutsames Werk nicht in die rohen Hände der Öffentlichkeit legte, steht vergessen. Den Kandidaten dünkte die Frage: Wer schreibt denn heute Literaturgeschichten? kompromittiere diese Werke. — Ein Eduard Engel — und es gibt noch schlimmere journalistische Geister — die deutsche. Warum nicht Erich Schmidt? Ein Unvorbereiteter schreibt soeben die schweizerische. Warum nicht etwa Adolf Frey? Liebes Fragezeichen, weil die Talente wie Erich Schmidt und Adolf Frey offenbar der Verpflichtungen sich bewusst sind, die der Name Talent auferlegt. Sie würden das fade Handwerk des Etikettenaufklebens

auf ganze Jahrhunderte preisgeben, sie möchten Goethe und Schiller, die doch auch fast etwas konnten, nicht gerne an den Ohren zausen, noch auch Lessing ein allesbesserwissendes Privatissimum über den Laokoon halten.

In diesem Augenblick schritten durch den Traum des Kandidaten Tausende und Legionen von Menschen, die durch keine Kenntnis der Vergangenheit beschwert, mit einem einzigen nassen Finger in hundertjähriger Kraft erprobte Kunstwerke auslöschen, ganze Epochen annullieren, wackere Namen in die Versenkung werfen, mit ihren Zungen guillotinierten, mit ihren in die Giftkloaken von Tinten-Fässern getunkten Federn erdolchen. — Schaudern erfasste den Kandidaten, als er sie näher schreiten sah. Da begegnete ihm einer, der mit Superlativen jonglierte und einen hirnarmen Schreier auf die Säulen hinaufpries. Dort hausierte einer mit Kritiken, die aus lauter wohlfeilen Adjektiven, dem billigen: „herrlich und wunderschön“ bestanden. Ein anderer schwatzte, wie wenn er den Waschzettel des Verlags auswendig gelernt. Aber immer lauter wurde das Literaturgezwitzsch. Diese Spatzen lärmten vor sich hin. Es war ein Engroshandel von Kunstausdrücken; großartig paradierte einer: „Es fehlt dem Soundso am innern Erlebnis!“ und der nächste warf sich in die Brust: „Sehr gescheit, Herr Kollege! Und wegen des Mangels an Erlebnis auch an der Ausdruckskultur.“ Schon schwirrte ein dritter vorbei, der sich doch von seiner barmherzigen Seele ein tröstendes Wort loskaufte: „Aber er hat Sehnsucht nach der Form!“ Dem Kandidaten wurde schwindlig vor dem Anblick dieser flachen Stirnen, aus denen solche großtuerische Gemeinplätze kugelten. Was waren denn das für Menschen? Schon hatte er ein kräftiges „Pfui!“ auf den Lippen, da hörte er eine unsichtbare Stimme, die Heine gehörte, rufen: „Schreiben Esel nicht Kritiken?“ Sie kam aus dem „Atta Troll!“ Nun wusste der Kandidat, wer diese Legionen waren, die Rezensentenseelen, die seit Goethe bis zu Frank Wedekind ihre Verslein bekamen, die aus anderer Bücher heraus ihre paar Rappen herauspressen, die ungerufen „Literatur machen“.

Während ein hoher Schatten durch sie hindurchschritt, schrumpften alle zu Nullen zusammen, zu kleinen, dicken, runden Nullen. Der Kandidat stand betroffen und sah eine Fabel Wirklichkeit werden. Er verbeugte sich tief und stammelte: „Herr

Superintendent von Herder!“ — Der aber wehrte ab: „Lass er die Titel meiner Zeitlichkeit weg. Den „Superintendent“ danke ich dem Mitleid Goethes und die adelige Arabeske schenkte mir der Pfälzer, da sie mir der Weimaraner versagte. Nenn' er mich *Herder!*“

In ehrfürchtigem Schweigen schritt der Kandidat neben dem Genius schöpferischer Kritik einher. Er fühlte sich in jenem Weltstrich, der ehemals die geheime Kraft besaß, das Genie anzuziehen: Weimar. Sie schritten durch die kleinsten winkeligen Gässchen, an der griesgrämlichen Superintendentenwohnung vorbei, bis Herder lachend dem Kandidaten zuflüsterte: „Denk er sich, mir träumte, Goethe habe droben in den Gemächern des Olymps sein Portefeuille geöffnet, es sei ihm durch eine Wolkenspalte ein eigenhändig geschriebener Küchenzettel auf die Welt heruntergefallen. Sag er mir, was werden die Menschen mit diesem Meteor tun?“

Der Kandidat war verstimmt und empfand den seiner Wissenschaft dargereichten Puff ganz persönlich: „Sie werden ihn ins Goethearchiv legen.“

„Mein lieber Freund!“ spottete Herder. „Heißhungrige Geister werden ihn kommentieren und faksimilieren, und er wird das Eheproblem Goethes mit Christiane Vulpius durchaus neu beleuchten. Seid ihr etwa einer von diesen?“ Der Kandidat seufzte und schüttelte den Kopf: „Ich bin ein Vogel ohne Flügel. Die Sehnsucht nach dem Kunstwerk erlebe ich inbrünstig in mir, aber die Flügel fehlen. Ich bin eine Handvoll Willen, Wunsch und Erkenntnis —.“ „Mein herzliches Beileid; dann werdet ihr ein Kritiker!“ erwiderte Herder bestimmt und ohne eine Falte im Gesicht, die aufzuckenden Spott verriet.

Da wurde der Kandidat traurig. „Tröst' er sich,“ — milderte Herder — „kennt er jenes liebreizende Bild nicht? Eine wunderbar feine und schöne Herrin mit augenbezaubernder Atlaschleppe; der Page, der die Schleppe trägt, isst darin behaglich seine ihm von der Herrin gespendeten Kirschen. Wenn er sich satt gegessen an den Süßigkeiten der Herrin, wird er dieser eine versteckte lange Nase schneiden. Hie und da aber küsst einer in Dankbarkeit die Schleppe. — Die Herrin ist die Dichtung und der Page die Kritik. Es ist also so traurig nicht, Kritiker zu sein.“ — „Nein, es ist etwas Herliches“ — jubelte der Kandidat

auf — „ein echter Kritiker zu sein, einem Kunstwerk die Fanfare zu blasen, und wenn die Menschen stille werden und lauschen wollen, plötzlich abbrechend zu sagen: Das Werk ist groß und stark, es braucht keine Mittler und Trabanten. Ich denke an jene Kritiker, die nicht hochmütig über die Achseln des Schaffenden sehen, sondern proteusartig in eine Künstlerindividualität sich hineinleben und ihre stillsten Geheimnisse und Wünsche erlauschen, jede Schöpferfreude nachkosten, die sozusagen das Werk in die Schöpferhände zurücklegen, und dann Wachsen und Reifen der Dichtung erleben, die im Augenblick Welt und Zeit vergessen, mit ihrem Dichter und seinem Werke auf einem einsamen Sterne sitzen und einen Bund schließen. Und wenn diese Kritiker hernach zu den Menschen über das Dichterwerk reden, organisieren sie die Fülle ihrer Eindrücke in die beweglichste Wortkunst. Wie sollen sie für ein Werk feurig werben können, wenn sie ohnmächtig ihren Eindruck, die Spiegelungen des Werkes, in Worte setzten, die gerade so gut auf einen anderen Dichter passen, und so eben am Werk vorbeilaufen.“ — Mitten in diesem Exordium einer Rede über den Beruf des Kritikers kamen sie zu dem vornehmen, geräumigen, klassisch einfachen Hause Goethes. Keine Ampel strahlte aus irgend einem Fenster. Es war ja ein Museum, ein pietätvolles zwar, geworden. Der Kandidat hielt plötzlich inne. Herder schaute ihn fragend an, dieser aber las die Frage aus den verwunderten Zügen ab. „Schweigen ist die Kritik des Staunens! Hier ziemt es sich!“ betonte der Kandidat tief überzeugt und deutete mit dem Finger zu den entseelten Fenstern: „Wäre der nicht ein Dichter, oder der höchste Künstler oder der schöpferische Kritiker, der dieses vielfältige Menschenleben aus dem Bücherschimmeln erlöste, die chinesischen Papiermauern, die es verschanzen, niederrisse, der Werk und Gestalter zusammenführte, der dieses Leben, das Goethe als Pyramide mit gegebener Basis immer höher spitzte, wieder formte, bis es würde was es war: ein Kunstwerk!“

Herder fühlte das Bedürfnis, seinen Kandidaten aus der romantischen Oktave in eine realistischere herunterzustimmen: „Kennt Er auch die Kehrseite dieses Lebens, den Revers der Medaille?“ Und es war, als huschte hundertjähriger Klatsch und Tratsch aus allen weimarischen Gässchen; es schnatterten und ratterten die

bösen Zungen der Frau Herder und der Schlegelin. — Aber der Kandidat sah die stumpfen Skandalchen tapfer an, auch den gewissen Sinn für Kleinigkeiten und Kleinliches, freundliche Senilitäten Goethes, und er fand sogar, dass sie das Genie gut kleideten. — „Jedes Heldenleben — meinte er — hat seine Augenblicke, die man mit einem Gedankenstrich erledigen möchte.

„Ich preise den Kritiker, der in Momenten souveräner und größer als das Werk ist, das er lobt, der in schwache Strecken einer Dichtung Inhalt und Schönheit mit erglühenden Worten weht; ich bewundere einen Kritiker, um dessen herrlicher, verlockender und ausdauernder Werbung willen man sich allein schon mit Carl Spittlers ‚Olympischen Frühling‘ auseinanderzusetzen gezwungen fühlt. Solche Kritiker sind eudaimonische Wesen. Und vielfältig muss ihre Freude sein. Der Dichter erlebt nur eine, seine Welt; der schöpferische Kritiker erlebt Welten. Weitherzigkeit ist die Farbe seiner Seele. Er kehrt bei dem ‚Faust‘ ein, der sein Haus in der Romantik gezimmert, aber ebenso bei dem, der in Sturm und Drang wurzelt. Er lernt Epochen genießen, während der Dichter meist nur eine Richtung erträgt. Er ist eine Stunde Shakespeare, eine Stunde in der Hölle Dantes und lässt sein Tagewerk von den Rhythmen Goethes einrahmen. Der schöpferische Kritiker kann wie Ihr, verehrtester Meister, plötzlich ein halb vergessenes Genie wieder entdecken, wie Ihr Shakespeare auferwecktet. Ich sehe Euch, wie Ihr ganz anders als gewöhnliche Menschen Bücher lest. Nicht mit dem Rotstift bessert Ihr die Werke; aber, wo zwei Zeilen sich langweilen, da lächelt Ihr hinein, Nebensätzchen gebt Ihr Schwere und aus allen Himmelsstrichen Eurer Seele kommt die verstehende Grazie. Ihr lest das Werk und verteidigt es, wie wenn Ihr es selbst erschaffen hättet und —“

„Kann doch nicht zwei Schillerverse dichten, bin keiner ‚Tasso‘-schönheit fähig,“ fuhr Herder dazwischen. — „Wir, die gottähnlichen Kritiker. Wem das nicht in die Seele schneidet, der soll das Wort Tragik meiden, keine Tragödie lesen, denn er ahnt es nicht, dass man selber eine sein kann: der schöpferische Kritiker spielt die Tragödie seines Intellekts wie eine Farce. Da habt ihrs.“ Erst jetzt sah der Kandidat, wie eine schwere Gramfalte auf der Stirne Herders lag, und wie sich um die Lippen jene

feinen Furchen lebhaft zogen, die geistreichen Kritikern eigen. Es schien, als ob er sich überlegte, ob er aus sich herausgehen und das tragische Schicksal der Doppelseele des Kritikers und Dichters erzählen sollte, wie es sich im Umkreise Wielands, Schillers und Goethes für ihn erfüllte. — Auf ihrem seltsamen Spaziergang standen Herder und der Kandidat nun just vor dem andern Pole Weimars: dem Schillerhause, das heute noch Schiller, dem Meister der rhetorischen Antithesen zuliebe steht, durch seine äußere Dürftigkeit und Armut als wirksamer Kontrast des fürstlichen Geistes, der es bewohnte. Herder deutete mit einer Gebärde nach dem Schillerhause: „Was denkt der Herr Kandidat von meinen Beziehungen zu diesem und dem andern, der Exzellenz Goethes?“

Der Kandidat fasste sich schnell ein Herz: „Die Nachwelt meint, dass Euch das Wort aus dem Tasso von der Totenverehrung auf die Seele brennt: Und wenn Ihr uns bewundert und verehrt, so gebt auch den *Lebendigen* ihr Teil! — Die Nachwelt behauptet, Ihr hättet den Toten die schönsten Nänien gesungen, und auf verblichene Stirnen so verschwenderisch den Lorbeer gedrückt, dass Ihr kein Blatt mehr für die Lebendigen erübrigen konntet.“

Herder unterbrach ihn spitz und verletzt: „Wenn die gnädige Nachwelt zu kommandieren hätte, was würde sie von mir gefordert haben?“

Der Kandidat zögerte, endlich wagte er es: „Meister, Ihr habt die Literaturen der ganzen Welt in Euer Herz geschlossen, aber nicht diejenige von Weimar. Es geht die heimtückische Fama herum und lügt, dass Ihr Goethe und Schiller nicht lesen wolltet!“ —

Herder stand errötend da und seine Worte sanken in trauriger Kadenz: „Wenn es wahr wäre, wenn ich die Werke dieser beiden nicht mehr las, kann *Er* sich denken, warum?“

„Nein, ich kann in Eurer tiefsten Seele nicht lesen!“ log der Kandidat, denn er grübelte darüber nach und glaubte, die Menschlichkeit gewöhnlichsten Erdenneides entdeckt zu haben.

„So will ich Euch das schmerzhafteste Kapitel meiner Seele vorlesen!“ Und Herder begann fast feierlich: „Es war ein seltsamer Mensch, der keine Rast und Muße fand, eine Dichtung aus eigener Kraft erblühen zu lassen, und doch schliefen in seinem Innern Romane und ein Band Gedichte, doch glaubte er, in seiner

Faust brennen Motive für eine Tragödie, aber er hatte zu sehnsüchtig alle reifsten Früchte der Weltliteratur gepflückt, bis schließlich diese Anteilnahme an fremden Werken ihn stiefmütterlich gegen das eigene Singen und Sagen stimmte. Sein Traum war zu erleben, wie die Glorie der Weltliteratur auf die deutsche sich herabneigte. Es saß in Straßburg zu seinen Füßen das Genie Goethe; diesem aber war er sein nur fünf Jahre älterer Lehrmeister. —

„Diesem Lehrmeister rühmten die Zeitgenossen nach, dass keiner die Literaturen mit feurigerer Eloquenz auslege als er. Er kam nach Weimar und stand eines Abends wie wir beide vor dem Hause Schillers. Eine dürftige Ampel leuchtete aus einem Fenster. *Der* wie wir da unten stand, wusste, dass sie über unsterblichen Versen leuchtete. Er wusste, dass dieser unangenehme Mensch bei der Ampel vielleicht in diesem Augenblick eine erschütternde Gedankenschlacht von Menschen auskämpfen ließ, dass jetzt zu den Karl Moor, Kosinsky, Marquis Posa ein neuer flammender Prediger von ihm ins Leben gerufen wurde, der seine Sätze in den Marmor der Jahrhunderte meißelte. — Dieser Einsame wandelte mit erlauchten Gestalten seines Willens. Sie trugen alle einen Strahl, eine Farbe seines Wesens, sie wanderten von hier in die Welt und Zeit hinaus als die Vervielfältigungen seiner selbst. Nur jener eine, der zu dieser seltsamen Herberge, in der Tyrannenketten geschmiedet und zerrissen werden, emporschaute, war arm, bettelarm.

„Er hatte eine einzige Gestalt, die mit ihm wandelte, und dieser einen Gestalt war er nur Dolmetsch: dem *Cid*, der Spanien gehörte. Da mochte er wohl das Schicksal mit ein paar Worten beschwören: Siehe, du liebest mich die Fülle und Tiefe der Kunst erkennen, ist es darum, dass ich mit dem Kopf die Kunst erlebe, dass zu viele Strahlungen mich blenden? Ist das helle Fackellicht des Verstehens mir im Wege? Soll ich nur die Heroldsfanfare des Genies, der Dolmetsch fremder Zungen sein? Und nicht *einmal* würdest du mir ein paar unsterbliche Verse spenden, nur ein einziges Gedicht wie ‚Über allen Gipfeln ist Ruh‘! — Aber das Schicksal verzog seine feinen Lippen nicht, sondern deutete auf einen Schatten, vor dem er sich tief verbeugte, Lessing, der ihm die Hand reichte: ‚Wir sind die Stimmgabel und intonieren eine Melodie, die dann von den Dichtern gejubelt wird. Wir sind

Präludium und Nachspiel. Lieber Herder! Wir leben zu nahe an den Bücherregalen. Meine ‚Emilia Galotti‘ ist zu viel ‚Geometrie‘ und mein ‚Nathan‘ ist zuviel ‚Geist‘. Wir sind die Johannescharaktere, die den Weg pfaden für den erlösenden Genius.‘ Der andere musste Lessing recht geben, gar wenn er sich an das Zweigestirn schöpferischer Kritik, die beiden Schlegel erinnerte. An Friedrich dachte er, der sozusagen jedem der romantischen Dichter eine Aufgabe, ein Problem in die Hand drückte, die Kritik als Kunstwerk proklamierte, aber doch nicht umhin konnte, zu dichten. Jene schöpferischen Kritiker haben traurige Beerdigungen erleben müssen. Schlegel, was haben Sie zu Grabe getragen? ‚Dreimal Totgeburten! die Lucinde, die Gedichte und den Alarcos!‘ — Immer keilt sich in das Leben der schöpferischen Kritiker eine Demütigung: ein blutloses Werk. Dem Manne, der damals vor dem Schillerhaus stand und den Dichter nicht mehr lesen konnte, erging es nicht anders. Er hieß Johann Gottfried Herder.“ —

Sprachs und verschwand! Und der Kandidat fühlte, wie je und je große schöpferische Darsteller, die aber doch von großen Gegenständen und Charakteren lebten, den Schrei nach dem Dichterwerke nicht hinunterwürgen konnten. Im Sinne lag ihm Jakob Burckhardt, der die Renaissance vor die Dichter hinstellte, aber doch keinen Vers C. F. Meyers vorausnahm, während er verschwiegen den Musen huldigte und selber Gedichte schrieb. Er musste an Hermann Grimm denken, dem ein schwacher Roman als Kontrast zu seinen Werken stand, an Theodor Mommsen, dessen lyrische Morgengabe kaum bemerkt neben seiner unlyrischen Geschichtsdarstellung steht. Vor allem schien ihm *ein* Kritiker bedenklich, der in der Briefftasche dichterische Fragmente trug. Der Gedanke, dass er selber dieser Mensch sei, dass seine Werke spätere Demütigungen sein könnten, riss seinen Traum und Schlummer jäh entzwei. Ein schmerzlicher Seufzer führte ihn in den Tag hinein. Über einer Literaturgeschichte einschlafen, ist seltsam. Von dem, was er im Traum erlauschte, schwieg er, denn kein Kritiker verrät seine trüben Stunden. Auch dünkte ihn, die Tragik des schöpferischen Kritikers könne von einem Traumgesicht nicht tief gewürdigt werden. Er warf selbigen Abends, als eben ein Freund bei ihm eintrat, eine hübsche Anzahl Manuskripte ins Ofenfeuer.

„Was verbrennst du da?“ verwunderte sich dieser.

„O gar nichts — ein paar Kunstwerke!“ lächelte er mit einer letzten verborgenen Schwingung des Mitleids.

„Mach mir nichts vor! In deinen Jahren verbrennt man nur Liebesbriefe.“ Der junge Kritiker seufzte und log: „Ja, es ist wahr! Eine unglückliche Liebe.“

Wirklich, log er? Waren denn diese Verse nicht Liebesbriefe an die Kunst? Freilich, Briefe, die sie nicht erreichten.

ZÜRICH

EDUARD KORRODI



ÜBER DIE VERERBUNG INNERER KRANKHEITEN

Das Problem der Vererbung im weitesten Sinne hat seit dem grauen Altertum eine große Anziehungskraft auf den Menschen ausgeübt; steht es doch in engster Verbindung mit dem großen Grundrätsel des Lebens überhaupt, der Frage nach dem Ursprung alles Seins. So finden wir denn auch unter den Philosophen aller Zeiten, von Aristoteles und seinen Vorgängern, wie Demokrit, bis Schopenhauer, und insbesondere wieder bei den philosophierenden Geistern unserer Zeit eine Vorliebe für die Beschäftigung mit den Grundfragen der erblichen Übertragung von körperlichen und geistigen, normalen und anormalen Eigenschaften; und längst schon, bevor das Problem von naturwissenschaftlichen Grundsätzen aus formuliert und erforscht wurde, entstanden eine Menge von theoretischen Gebäuden auf spekulativem Boden, deren zum Teil genial konzipierte Grundgedanken in neuerer Zeit mehr als man vielleicht denken würde, nachwirken. Als Teilerscheinung der allgemeinen Popularisierung der Wissenschaft heutzutage sehen wir, dass die Beschäftigung mit dem Vererbungsproblem in unserm Säkulum in die weitesten Kreise gedrungen ist. Die Dichter haben sich einzelner Theorien zur Konstruktion ihrer Dramen und Romane bemächtigt. Ich erinnere an die berühmte Einleitung zu der Romanserie der Rougon-Maquart von Emile Zola, welche für das ganze Werk eine theoretische Grundlage zeigt, die sich mit dem